



Domestizierte „Soldaten“

Die großen Sommermusikfeste von München bis Pesaro, von Aix bis Bayreuth, Luzern, Bregenz, Salzburg, sie sind noch nicht Geschichte, da festivalt es auch schon wieder in Berlin. Sommerloch, das war mal! Der verantwortungsbewusste Musikkritiker kann eigentlich erst im November so richtig in Urlaub gehen. Und auch dann muss er auf so manches verzichten.

So richtig froh wird man mit den Ereignissen an der Spree aber nicht. Da ist zum Beispiel „Tanz im August“, flotte 25 Jahre jung und immer noch das größte, leider gar nicht mehr das bedeutendste deutsche Bewegungsfestival, sondern öde und ärgerlich, banal und einseitig. Diesmal hat es als Interims-Kuratorin für einen Sommer Bettina Masuch entworfen, die freilich schon früher am Niedergang dieses einst so schönen, den Saisonauftakt im noch sonnig gleißenden Berlin leichtgewichtig und diskursfreudig einschwingenden Tanzfestes mitgehäkelt hat.

Hier war einmal die Welt zu Gast, man konnte gierig riechen und schmecken, was die zeitgenössische Tanzwelt bewegte, konnte ihre Stars besehen und befühlen. Und das durchaus auch in großen Räumen, denn „Tanz im August“ wollte anfänglich nie nur für Spezialisten und Freaks sein, für keinen Inner Circle, sondern für die Interessierten wie Fans. Heute freilich ist „Tanz im August“ ein engstirniges Ereignis geworden, sich aus der immer gleichen, eingleisigen, in sich selbst kreiselnden Antiästhetik im eng-

maschigen Austausch- und Auftragsnetz miteinander verknüpfter Kuratoren speisend. Das ganz gewöhnliche, an Tanz interessierte Publikum aber steht außen vor.

So wie die vom Bund geförderten Berliner Festspiele inhaltlich in der Krise stecken, das diesjährige Musikfest mit einer auf Dauer öden Mischung aus Lutoslawski, Britten, Janáček und Schostakowitsch als auch das neue „Foreign Affairs“-Festival kaum Abgrenzung oder Ergänzung zur lokal kulturellen Jahresdauerbeschallung finden, so wenig mag „Tanz im August“ als internationales Sahnehäubchen der Tanzpolitik des Senats überzeugen.



Dann lieber nochmals zum Nachsommer in die Ferne schweifen, warum nicht gleich nochmal zurück nach Österreich? Während beispielsweise die Schubertiade im stimmungsvollen Dorf Schwarzenberg im Bregenzerwald, das Schubert-Festival Nummer eins seit nunmehr 37 Jahren, sich auf die Kammermusik beschränkt und dies auch in sehr puristischer Form, sucht beispielsweise das neue Mini-Festival „Schubert in Gastein“ andere, abwechslungsreichere Wege.

Nicht nur soll hier, am ehemaligen Weltbadeort mit seinen von gestriger Größe kündenden k.u.k. Hotelpalästen, das für Schubert so wichtige Naturerlebnis im Tauerntal qua Wander-Programmpunkten obligatorisch sein, auch die Vielfalt seiner Musik ist freudige Verpflichtung. Die knackig zupackende Camerata Salzburg als Residenzorchester lässt unter Gérard Korsten in der neogotischen Kirche neben dem berühmten Wasserfall den quellklaren Klang der

großen C-Dur-Sinfonie zu Wellen und Gischt werden. Unter der Barockkuppel der Bocksteiner Wallfahrt wirkt seine in den Gottesdienst integrierte Messe Nr. 4 erst recht widerständig vergeistigt.

Neue Orchestrierungen der hier komponierten Lieder „Das Heimweh“ und die „Allmacht“, vorgetragen von dem erstaunlich reifen, erst 23-jährigen Bariton Manuel Walser, zollen nicht nur dem Genius Loci Tribut. Und eine historische Menüfolge mit volksmusikalischer Schubert-Begleitung, Schauspielmatineen und sogar einer Biedermeiertanztruppe erwecken die zwanglose Vormärz-Geselligkeit gerade in dieser Musik wieder zum Leben. Und so wird nicht nur beim Warten auf die nächste Sinfonie-CD, von denen es gegenwärtig nicht wenige gibt, klingend klar: Mit Franz Schubert sind wir noch lange nicht fertig.



Die Deutsche Oper Berlin ist eine Baustelle, draußen wie drinnen. Vor der Tür ist die Bismarckstraße aufgerissen, weil der U-Bahn-Tunnel saniert werden muss. Innen wird an der Bühnenmaschinerie gewerkelt, was zu diversen verkürzten Spielzeiten mit wenigen Premieren führt. Außerdem ist Intendant Dietmar Schwarz auch im zweiten Amtsjahr noch ohne wirkliches Profil bemüht, den Spagat zwischen metropolitalem Anspruch und Befriedigung der durchaus launischen Stammkundschaft hinzugrätschen. Und schließlich wird eben aus Anlass des 200. Geburtstags das Verdi-Repertoire saniert.

Das geht dann so: Hans Neuenfels' 13 Jahre alte, durchaus kontroverse, aber sehr individuelle „Nabucco“-Inszenierung muss raus („die mögen unsere Abonnenten nicht“), dafür gibt es sie

Foto: Oliver Tantsch



„Tanz im August“: Das Berliner Festival hat seinen Biss verloren – und das Publikumsinteresse. Antiästhetik, die nur um sich selbst kreist.



neu mit Keith Warner am Regiepult, einem herumreisenden Konfektionär. Das Repertoire wird so wieder eine Spur gesichtsloser und austauschbarer, denn der neue „Nabucco“ sah schon bei der Premiere sehr alt aus. Es nebelt viel, Lichtkegel von schräg oben sorgen für ewigen Dämmerchein, in dem sich die Silhouetten der Juden (in Frack und viktorianisch schwarzer Krinoline) und Babylonier (in asymmetrischem Diktaturen-Einheitsschick) wirkungsprätig abzeichnen.

Keith Warner konkretisiert, aber er bezieht keine Stellung und dekoriert so doch nur weitgehend inhaltsfrei. Nach etwas schwerfälligem Beginn vermeidet der junge Dirigent Andrea Battistoni jede Brutaloknalligkeit. So konnte William Spauldings bestens präparierter Chor ohne Drücker und Plärren um-



Der Mann mit dem Goldhelm terrorisiert das Volk Israel. In Keith Warners Inszenierung von Verdis „Nabucco“ herrscht eitel Einfallslosigkeit. Was will man machen, wenn dem Abonnenten-Publikum die alte Umsetzung von Hans Neuenfels nicht mehr zumutbar ist?

standslos die Hautrolle übernehmen. Vitalij Kowaljows Priester Zaccaria singt mit fast zu noblem Bass, so wie auch Johan Reuter als Mann mit der Goldmaske seinen Nebukadnezar als fast sympathischen Usurpator baritonfeinzeichnet. Als lustvoll robuste Sopranschleuder Abigail bewährt sich wieder Anna Smirnova. Sie hat, was den anderen etwas fehlt: griffige Persönlichkeit.



Es soll ja noch Opern geben, die als unaufführbar gelten. Eines dieser Werke war Bernd Alois Zimmermanns einziges Musiktheaterstück „Die Soldaten“ nach Jakob Michael Reinhold Lenz. Inzwischen aber wurde die vom Atomzeitalter geprägte Anti-Kriegs-Anklage, vorgeführt an einem Sturm-und-Drang-Drama, einige Male sehr gut herausgebracht. Und man stellt am Opernhaus Zürich fest: Die können das inzwischen alle. Die Orchester sind motivierter, wendiger und geschulter im Umgang mit (nicht mehr ganz) Neuer Musik. Selbst für die stark beanspruchten Sänger bieten sich beifallsheischende Abräumpartien.

Die unmögliche Anti-Oper ist also inzwischen bewältigt, einverleibt und kanonisiert. Und sie steht naturgemäß auch der entzückenden Zürcher Goldstucktheaterschachtel ausgezeichnet.

Blut fließt bei Calixto Beitos „Soldaten“ in Zürich, das Orchester ist aufs Stahlpodest gehoben. Aus Zimmermanns Skandalstück ist mittlerweile ein Klassiker geworden.



Da der Orchestergraben zu klein ist für die hundert Musiker plus Schlagwerk-batterie, hat die Szenographin Rebecca Ringst das komplette Instrumentarium auf sieben gelbe Stahlplattformen auf die Bühne verfrachtet. Gespielt wird auf dem überdeckten Orchestergraben, den Dirigenten im Rücken. Was aber für den souverän disponierenden Marc Albrecht überhaupt kein Problem scheint. Zimmermanns schrundig aufgeraute, zersplitternde Klangmassen tönen hier wohlgefällig, gleißend klar,

Das einst so unverdauliche Meisterwerk, es wirkt hier wie ein Artefakt in der Museumsvitrine, kämpferisch, aber harmlos, aggressiv, aber nie gefährlich. Dabei hatte man sich für die Regie Calixto Beito geholt, sonst ein Spezialist fürs Blutige und Brutale. Natürlich fließt auch diesmal roter Theatersaft, wenn sich am Ende die gerne im Unterzeug ausgestellte Marie der hinreißend-hingebungsvollen Susanne Elmark als Überopfer und triefender Ersatzchristus im Scheinwerfer-Gegenlicht ausstellt. Aber es bleibt ein Theaterrittel, ein emotionsantreibender Taschenspielertrick, wie so vieles. Die Zivilisation geht in die Brüche, aber mit Grandezza und in hyperrealistischen Arrangements. Das Außergewöhnliche ist das neue Normale. „Die Soldaten“ sind domestiziert.

Bleiben Sie im Rhythmus!

Ihr

Manuel Brug ist Kulturredakteur der Tageszeitung „Die Welt“ und Autor verschiedener Bücher, darunter „Opernregisseure heute“ und „Die neuen Sängerstimmen“; in FONO FORUM schreibt er über seinen musikalischen Monat.

